

Michael Maynard, Erinnerungen eines jüdischen Jungen an die Jahre 1933-1939: Alsfeld - Frankfurt – Gambach – KZ-Buchenwald

Manfred Moses wuchs als jüdisches Kind in Alsfeld in der Jahnstraße 5 auf, wo er am 4. September 1922 geboren worden war. Heute lebt er in London, wo er vor einigen Jahren seine Erinnerungen zu seiner Schulzeit und vor allem zum November 1938 aufzeichnete, als er damals im Alter von nur 16 Jahren während des Novemberpogroms 1938 gewaltsam in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt worden war. Nach seiner Entlassung konnte er nach England entkommen, wo er seinen Namen in Michael Maynard änderte. Seine Eltern sollte er nie wiedersehen, sie wurden, wie auch seine Großmutter, 1942 deportiert und ermordet. Vor einigen Jahren schrieb er seine Erinnerungen für seine Söhne auf, aus denen der folgende Text in Absprache mit Michael Maynard entnommen wurde.

Monica Kingreen

Auf der Oberrealschule Alsfeld

Während des größten Teils des Jahres 1933 spielte ich weiter mit nichtjüdischen Jungen, wir besuchten uns gegenseitig zu Hause, doch endete dies allmählich. Bis dahin waren die meisten meiner Spielkameraden nichtjüdisch, bis auf einen, Heinz Rothschild. Zu Beginn des Schuljahres 1934 setzte sich niemand zu mir auf die Schulbank. Das ging auch dem anderen jüdischen Schüler in meiner Klasse, Alfred Oppenheimer, so. Also setzten wir beide uns zusammen. Es gab noch zwei weitere jüdische Schüler in meiner Klasse: einer wanderte bereits Anfang 1934 mit seinen Eltern aus, und der andere, Willi Speier, musste abgehen, er hatte, da seine Eltern arm waren, ein Stipendium erhalten, was dann von der Schule eingestellt wurde. Vorher hatte ich meine Schulbank mit Ludwig Kraft geteilt. Er war der hervorragende Athlet meiner Klasse und es galt als Ehre, neben ihm sitzen zu dürfen. Das war auch in seinem eigenen Interesse, da seine schulischen Leistungen weniger hervorragend waren und ich ihm während der Stunden und auch bei den Klassenarbeiten helfen konnte.



Manfred Moses 1927 bei seiner Einschulung in Alsfeld.

1933 durften wir jüdischen Jungen zum letzten Mal an dem traditionellen Himmelfahrtsausflug teilnehmen. Auf einem Photo sind einige Jungen in der Jungvolk-Uniform zu sehen, doch trugen die meisten anderen noch ihre traditionellen Schulfarben. Dies wurde wenig später abgeschafft, da es dem Geiste des Neuen Deutschland nicht entsprach. Der Unterrichtsstoff wurde ständig geändert, neue Schulbücher trafen ein, vor allem für Geschichte und Deutsch. Für mich waren diese Änderungen deutlich, doch wurde darüber natürlich nicht diskutiert. Die Lehrer waren äußerst gerecht und zeigten keine Vorbehalte. Im Gegenteil erinnere ich mich sehr gut an meinen Klassenlehrer, Herrn Stumpf, der in der Quarta (7. Klasse) einen Jungen bestrafte, der ein jüdisches Mädchen auf dem Schulhof geärgert hatte. Er war geschickt genug, sich nicht als „Judenfreund“ bezeichnen zu lassen. Er sagte dem Jungen vor der Klasse, dass es sich für einen deutschen Jungen nicht gehöre, ein Mädchen zu schlagen.



Aufnahme der Sexta der Oberrealschule Alsfeld 1932. Manfred Moses steht vor der Lehrerin in der zweiten Reihe von oben außen rechts.

Einige meiner Mitschüler verhielten sich zunehmend feindlich mir gegenüber, meist weil ihr häuslicher Hintergrund dieses Verhalten förderte oder einfach, um dazuzugehören. Keines der neun Mädchen in meiner Klasse zeigte mir jemals irgendeine Abneigung. Sport wurde bedeutender. Mitte 1934 wurde ich zeitweise von den Spielen der Jungen ausgeschlossen, und die Lehrer trauten sich nicht mehr, dagegen anzugehen. Andere Schwierigkeiten entstanden während besonderer Versammlungen, auf denen die Nationalhymne oder das Horst-Wessel-Lied der Nazi-Partei gesungen wurden. Bei diesen Gelegenheiten wurden die Arme zum Hitlergruß gestreckt. Die jüdischen Mädchen und Jungen standen, aber sangen nicht und hoben auch nicht den Arm. Bald wurde es uns gestattet, diesen Versammlungen fern zu bleiben. Das vertiefte die Trennung der jüdischen Kinder von den anderen. 1935 kam ein neuer Lehrer, Schimmel, der als aktiver Nazi bekannt war. Er stammte aus sehr einfachen Verhältnissen und hatte ein Stipendium für die Universität erhalten. Zur Probe kam er in unsere Klasse und nutzte jede Möglichkeit, um antisemitische Bemerkungen und Ausführungen zu machen.

Zu Beginn des Jahres 1934 wurde ein braunes Büchlein mit einem Hakenkreuz und der Inschrift „Meine Ahnen“ in der Schule verteilt. Ein vorbereiteter Stammbaum sollte so weit wie möglich zurückreichend ausgefüllt werden. Der Stolz auf die deutschen Vorfahren sollte damit geweckt werden. Glücklicherweise hatten meine Eltern bereits einen Stammbaum ihrer Familien aufgrund des nationalsozialistischen Druckes zusammengestellt, den ich dann nur noch in das Büchlein eintragen musste. Auf der Seite meines Vaters ging er zurück bis in das 16. Jahrhundert und auf der Seite meiner Mutter bis zum frühen 18. Jahrhundert. So hatte ich bei 27 Schülern den fünft-längsten Stammbaum. Die ersten zehn wurden auf einem großen Schaublatt des Erziehungsministeriums eingetragen und in der Klasse ausgehängt. Einige Wochen später gab mir mein Klassenlehrer meinen Stammbaum sehr verlegen zurück, da Nichtarier eigentlich nicht vorgesehen waren. Es stellte sich heraus, dass die Namen der ersten zehn einer Klasse dem Ministerium eingereicht werden sollten. Ich erinnere mich nicht, ob mein Name von dem Klassenzertifikat entfernt wurde.

1935 war ich völlig von nichtjüdischen Freunden abgeschnitten. Zu dieser Zeit waren ein Mädchen und ich bereits die einzigen jüdischen Schüler der Schule geworden. Die anderen waren mit ihren Eltern ausgewandert oder waren ins Ausland zu Verwandten geschickt oder unterstützt von jüdischen Wohlfahrtsorganisationen in Kinderheimen, um der Verfolgung in und auch außerhalb zu entgehen und ihnen eine neue Zukunft zu ermöglichen. Dazu kam ich nicht in Frage, da meine Eltern über ausreichende Mittel verfügten.



Himmelfahrtsausflug im Jahre 1931 zusammen mit dem Turnverein Alsfeld. Manfred Moses sitzt in der unteren Reihe als fünfter von rechts.

Der jährliche Ausflug zu Himmelfahrt fand wie gewöhnlich statt, - nur ohne mich - mit der ‚verständigen‘ Erlaubnis meines Klassenlehrers. An dem darauffolgenden Freitag brüllte jemand während der ersten Unterrichtsstunde „Hier stinkt es fürchterlich!“; andere fielen ein: „Juden stinken“ und ähnliche Beschimpfungen. Das war gut gewählt, denn diese Stunde fand bei dem erwähnten fanatischen Nazi-Lehrer Schimmel statt, der keinerlei Anstalten machte, einzugreifen. Unmittelbar nach dieser Stunde wurde ich in der Pause von mehreren Jungen körperlich angegriffen. Der Aufsicht führende Lehrer griff nicht ein. Völlig verängstigt floh ich und rannte nach Hause, das nur drei Minuten entfernt war. Meine Mutter bat unmittelbar um ein Gespräch mit dem Direktor. Er war sehr verständig, signalisierte aber, dass es ratsam sein könnte für mich, die Schule zu verlassen, da er auch nur einen begrenzten Einfluss habe. Es hätte seine Versetzung bedeute, wenn er als „Judenfreund“ hätte abgestempelt werden können. Meine Abwesenheit verleitete dann die führenden Unruhestifter dazu, die Schule endgültig „judenrein“ zu machen. Am folgenden Montag war alles ganz normal. Die Mädchen meiner Klasse bewachten meinen Schulranzen und meine Sachen. Das jüdische Mädchen, Hilde Salomon, wurde häufig schikaniert, war aber keinen körperlichen Angriffen ausgesetzt.



Leopold Kahn war der Kantor der jüdischen Gemeinde Alsfeld, der auch für den Religionsunterricht zuständig war. Das Bild zeigt ihn 1932 gemeinsam mit seinen Schülern vor dem Eingang der Synagoge von Alsfeld. Manfred Moses ist als zweiter von links zu sehen.

Privatunterricht in Alsfeld

Nach all diesen Vorfällen schlug die wohlhabende Familie Salomon, die ein großes Haus hatte, vor, dass wir eine eigene jüdische Privatlehrerin einstellen sollten, sie wollten die Unterkunft und auch ein Zimmer für den Unterricht zur Verfügung stellen. Meine Eltern und eine andere Familie aus dem Nachbarort Stordorf sollten einen Teil der Kosten für die Lehrerin zahlen anstelle des Schulgeldes für die Oberschule. Sie fanden eine Dame aus Rostock: Paula Hirschberg, die Lehrerin gewesen war und als Jüdin entlassen worden war.

Die „neue“ Schule begann im September 1935. Die Salomons hatten eine ihrer Garagen als Turnsaal ausgestattet mit Barren, Pferd usw. Frau Salomon war eine gute Klavierspielerin und erteilte uns Musikunterricht. Alles hatte sich gut entwickelt, und wir waren glücklich. Einige Monate später nahmen wir auch den einzigen noch in der Grundschule verbliebenen Schüler Walter Strauss auf. Am Ende des Jahres wurde deutlich, dass ich einen Stand erreichte hatte, in dem die Mathematikkenntnisse unserer Lehrkraft Mühe hatten mitzuhalten. Jedenfalls war auch die notwendige Ausstattung für Unterricht in Physik und Chemie nicht zu erhalten.



Die Eltern von Manfred Moses 1936 in ihrem Garten in Alsfeld sitzend, daneben steht der Onkel Max Rothschild, der wie Frau Moses aus Angenrod stammte.

In Alsfeld wurde es zunehmend gefährlich auf die Straße zu gehen, es war ohne Belästigung kaum mehr möglich. Meine Wege zu anderen jüdischen Familien wählte ich sehr vorsichtig, ich blieb möglichst auf den Hauptstraßen, doch ließ es sich nicht immer vermeiden, auch kleinere Straßen zu benutzen. Ich geriet in eine schwere Rauferei mit einem anderen Jungen, die mit einer tiefen Wunde in seinem Gesicht endete. Sein Vater war glücklicherweise ein vernünftiger Mann, der sah, dass ich nicht ohne kräftige Provokation so gehandelt hätte. Aber mein Vater musste die Arztrechnung bezahlen.

Schulzeit in Frankfurt am Main

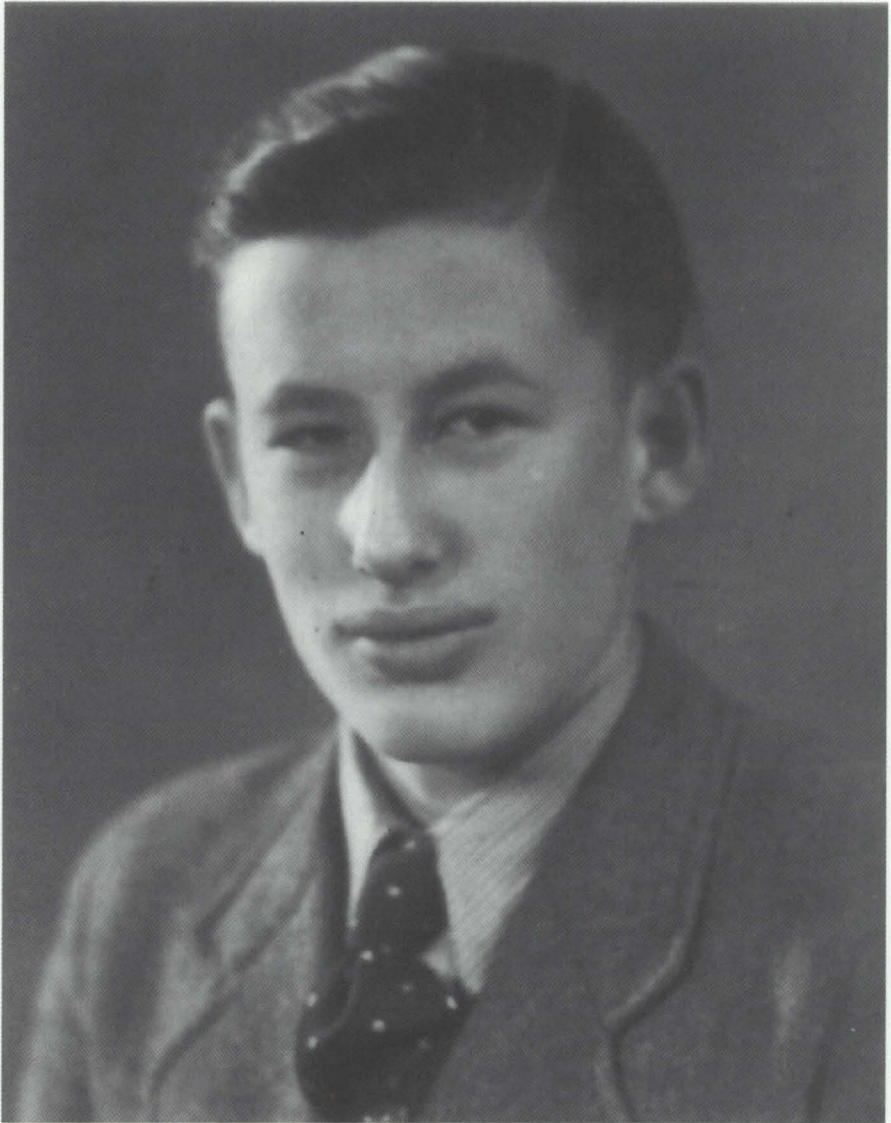
Glücklicherweise hörten meine Eltern von der Eröffnung eines Heimes in Frankfurt, dass der jüdischen Samson-Raphael-Hirsch-Schule angeschlossen war. Meine Eltern waren darüber sehr glücklich, vor allem weil, es auch religiös geführt wurde, was ihnen sehr wichtig war für mich. So verließ ich also im Alter von nur dreizehneinhalb Jahren mein Elternhaus und wurde die Nummer 14 im „Beth Neorim“ in der Hölderlin Strasse 10.



Ein Blick in den Speisesaal des jüdischen Jungenheimes in Frankfurt in der Hölderlinstraße 1937. Manfred Moses ist in der hinteren Reihe als dritter von links zu sehen.

Frankfurt gab mir, was ich in Alsfeld vermisst hatte: Anonymität. Ich konnte in den Straßen umher gehen ohne angegriffen oder beschimpft zu werden. Ich besuchte Museen, Galerien, das Theater und die Oper ohne jedes Hindernis. In der Schule war ich sehr glücklich, obwohl ich in den ersten Monaten schwer zu kämpfen hatte, den Anschluss an den Unterrichtsstoff zu finden. (Die Beschränkung der Standards der Nazi-Erziehung in den staatlichen Schulen wurde sehr deutlich.) Das fand ich sehr schwierig, da ich in Alsfeld immer einer der besten Schüler gewesen war. Außerdem gab es an dieser religiös orientierten Schule auch Fächer, die ich nicht gehabt hatte, so das Studium des Talmud. Doch machte ich mich da gut und erhielt sogar eine Auszeichnung. Der Unterricht in allen Fächern war ausgezeichnet. Durch das Fehlen der Naziideologie in Geschichte und Deutsch machten mir diese Fächer besondere Freude. Zum erstenmal seit zwei Jahren war auch der Sportunterricht keine Qual. Unser Sportlehrer war der einzige nichtjüdische Lehrer, er hatte bei einer der früheren Olympiaden eine Medaille gewonnen. Trotz des Druckes der Nazis blieb er an der Schule, bis sie geschlossen wurde. Die Schule und auch das Heim waren orthodox ausgerichtet. Wir besuchten die Gottesdienste in der herrlichen Synagoge an der Friedberger Anlage. Wir machten auch Ausflüge, so besuchten wir das Luftschiff Graf Zeppelin, als es für die Öffentlichkeit zugänglich war. Ich erinnere mich an keinerlei Probleme, in Frankfurt umherzugehen, für mich als jüdischen Jungen. Die meisten Geschäfte hatte das Schild „Juden unerwünscht“ zusätzlich zu dem bereits früher angebrachten Schild „Deutsches Geschäft“. Trotzdem, ich kann mich an keinen einzigen Augenblick erinnern, in dem wir etwa auf dem Weg in die Synagoge belästigt worden wären, zum Beispiel von den Jungen des unserer Schule benachbarten Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums. Natürlich haben wir versucht, uns unauffällig zu verhalten und vermieden den „Heil-Hitler-Gruß“ zurückzugeben.

Ende 1937, als die diskriminierenden und unterdrückenden Gesetze gegen Juden immer stärker wurden, wurde uns allen klar, dass sich die Stellung der Juden nicht wieder verbessern würde und wir das Land verlassen müssten. Zu dieser Zeit war der neue Begriff unter Juden das „Umschichten“ (im Sinne von Umlernen, mk), eine Umschreibung, die die Abkehr von geistigen Fähigkeiten und die Hinwendung zu handwerklichen Fähigkeiten bedeutete. Dies wurde als die einzige Möglichkeit gesehen, um in einem neuen Land, dessen Sprache wir nicht fließend sprechen konnten, seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Deshalb sollte ich von der Schule abgehen und ein Handwerk lernen.



Dieses Paßbild von Manfred Moses wurde im Oktober 1938 kurz vor seiner Verschleppung in das Konzentrationslager Buchenwald aufgenommen.

Meine Eltern hatten erfahren, dass in Gambach bei Butzbach eine Auto- und allgemeine Schlosserei eines jüdischen Besitzers, Fritz Hahn, war, der bereit war, mich anzunehmen. Deshalb musste ich leider Frankfurt verlassen und fing Ende Januar 1938 als Lehrling in Gambach an. Ich war 15 1/2 Jahre alt.

November 1938

Die Judenhetze nach dem Mord an Ernst vom Rath in Paris drang schnell zu uns Juden in Gambach durch, und wir waren ängstlich, Schikanen zu erleben. Am 9. November geschah in Gambach nichts. Morgens am Donnerstag, dem 10. November, fuhr eine kleine Kolonne von uniformierten SA-/SS-Männern in den Vorhof der Werkstatt und sie sprangen von den Autos bzw. Motorrädern mit dem wiederholten Schrei: „Alle raus! Macht, dass ihr wegkommt!“ Keiner von uns wurde angegriffen. Wir machten uns sofort auf den Weg, ich zu meiner Wirtin, der Schwiegermutter von Herrn Hahn. Ich war von Panik erfasst und wollte sofort aus dem Ort, weil ich der einzige jüdische Jugendliche dort war. Ich war überzeugt, dass mir in der Nacht von Gleichaltrigen Böses zustoßen würde. Wie sich später herausstellte, wurden die Einrichtungen aller Wohnungen der jüdischen Familien in Gambach zerschlagen, aber es gab keine persönlichen Angriffe. Jedenfalls wollte ich aus dem Ort und packte ein paar Sachen in einen kleinen Koffer und borgte 25 RM von meiner Wirtin als Fahrgeld. Ich gelangte mit dem Postbus zum Gießener Bahnhof.



Zwei Fotos aus der Autowerkstatt Otto Han in Gambach, wo Manfred Moses gemeinsam mit zwei anderen jüdischen Jungen 1938 ausgebildet wurde.

In Gießen zog ich mich um und ging dann gleich zum Postamt, um in Alsfeld anzurufen. Ich wollte wissen, ob es ratsam sei, dorthin zu fahren. Da meine Eltern kein Telefon mehr hatten, weil das Geschäft schon vollkommen heruntergegangen war, rief ich die Familie Steinberger in der Hersfelder Straße an, deren Nummer ich wusste. Frau Steinberger antwortete völlig verstört und kaum in der Lage vernünftig zu sprechen, dass ich auf keinen Fall nach Alsfeld kommen sollte. Sonst aber gab sie keine weitere Auskunft.

Es stellte sich später heraus, dass in der vorhergehenden Nacht vom 9./10. November die Wohnungen der Alsfelder Juden heimgesucht worden waren. Am nächsten Tag wurden die Männer verhaftet und nach Buchenwald transportiert. Persönliche Angriffe fanden nicht statt.

Ich bat Frau Steinberger, meinen Eltern auszurichten, dass ich zu meinem Onkel in Stadtlohn fahren würde. Mein Grund war, dass der Ort ganz nahe an der holländischen Grenze lag und dass ich - und andere der Familie - im Notfall über die Grenze flüchten könnte. Jedenfalls war dies der naive Plan eines Jungen. Es zeigte den Grad der Schutzlosigkeit, der wir ausgesetzt waren.

Ich löste dann eine Fahrkarte nach Stadtlohn. Der erste Zug in diese Gegend ging erst um sieben Uhr abends. Ich hatte also etliche Stunden zu verbringen.

Ein Zug kam auf meinem Bahnsteig an. Nach der Abfahrt war der Bahnsteig leer. Plötzlich, als ich auf und ab - mit meinem kleinen Koffer - ging, wurde ich von einem Mann mit Schlägen überfallen, begleitet von Schimpfgeschrei. Er schlug mich zu Boden und zerrte mich dann den Bahnsteig entlang. Mit weiteren Schlägen gelangten wir irgendwie zur Bahnpolizei; ich heulte laut, was aber keinen Zuschauer störte. Das Geschimpfe über Juden genügte wohl, um etwaige Eingriffe zu verhüten.

Die Bahnpolizei wusste nicht, was zu tun sei; sie schickten den Kerl weg, aber das Beamtengewissen wurde erst durch einen Anruf bei der Ortspolizei beruhigt.

Verhaftung in Gießen

Die Bahnbeamten wurden angewiesen, mich zum Ortsgefängnis zu bringen. Obwohl natürlich kein Grund vorlag, wurde ich verhaftet. Ich wurde in eine Zelle gebracht, nachdem meine Personalien aufgeschrieben worden waren. Die Zelle, eine von mehreren, war voll von Männern, die mir im ersten Augenblick als Kranke mit Hautausschlägen erschienen. Nach ein paar Sekunden begriff ich, dass diese Erscheinung von ver-

färbten, geschwollenen Gesichtern, Gesichtern mit Blutergüssen, Gesichtern mit geronnenem Blut und ähnlichem hervorgerufen wurde. Es waren Männer aus Gießen und den umliegenden Dörfern, die vor ihrer Verhaftung misshandelt worden waren. Trotz ihrer eigenen Sorgen wunderten sich alle, warum einer, der so jung war wie ich, auch aufgegriffen wurde.

Gegen neun Uhr abends wurden wir alle in einen Autobus, der vor dem Polizeiamt stand, gebracht. Er war von einer schreienden, drohenden Meute umgeben, die von der Polizei zurück gehalten wurde.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, begleitet von zwei Schutzpolizisten, die sich korrekt benahmten. Beim Morgenanbruch, der wegen der Jahreszeit spät war, besorgten sie uns Wasser und Brot.

Im Konzentrationslager Buchenwald

Am 11. November vormittags fuhren wir durch eine Drahtverzäunung und hielten vor einer Barackenanlage an. Ich hatte ganz hinten im Bus gesessen und hörte zuerst nur das Schreien „Raus, raus...!“ Es kam von einer langen Doppelreihe von Uniformierten her. Man sah sofort, dass es SS-Männer waren, aber in einer grau-grünen Uniform. Wir mussten zwischen ihnen Spießruten laufen. Ich fühlte instinktiv, dass man auf kein Erbarmen rechnen konnte und versuchen sollte, nicht aufzufallen. Ein Mann, Mitte 50, der zum Sprecher für uns im Bus geworden war, versuchte, als er sah, was uns erwartete, zu sagen, dass er wegen Herzschwäche nicht schnell laufen könne. Er wurde einfach niedergeschlagen, und wir mussten ihn durch das Tor schleppen. Unsere Begleitpolizisten waren völlig entsetzt. [Am 11. November 1938 wurde ein Transport von 125 Männern aus Gießen im KZ Buchenwald registriert. mk.]

Ich hatte von Dachau gehörte und auch von Osthofen am Anfang der Naziregierung, und man wusste, dass die Behandlung schlecht war. Im Allgemeinen hat man üble Gerüchte über KZ-Lager gehört. Keiner, der dort war, sprach danach davon, und man fragte auch nicht weiter. Jetzt konnte ich die Schreckensherrschaft in den KZs selbst erfahren. Ich berichte nur die Höhepunkte unserer Behandlung im Lager und das, was ich sah. Nach unserem Lauf durch die Doppelreihe von zuschlagenden SS-Männern und durch das Eingangstor wurden wir von schreienden Kapos in Kolonnen aufgestellt. (Kapo, d. h. Konzentrationslager-Polizei, waren ausgesuchte Gewohnheitsverbrecher, die nach der Gefängnisstrafe auf einige Zeit ins KZ geliefert wurden. Sie waren in Sträflingsuniform.)

Wir standen bis fünf Uhr. Keiner wagte sich zu rühren, denn die herumschweifenden SS-Burschen nahmen jede Besonderheit, die sie beob-

achteten, als Antrieb zum Zuschlagen. Bärte wurden ausgerissen; Brillen wurden abgeschlagen und zertreten; Männer, die das Band des Eisernen Kreuzes und/oder des Verdienstkreuzes im Knopfloch trugen, wurden besonders ausgesucht.

Die Kapos liefen auch herum, aber im Allgemeinen begingen sie keine Tätlichkeiten, nur Schreien und Anpöbeln, aber meistens nur zum Schein. Eine ihrer Hauptaufgaben war, jedem das Kopfhaar abzuschneiden. Es war erst dann, dass ich durch Blutung am Hinterkopf gewahr wurde, dass ich auch etwas bei der „Begrüßung“ mitbekommen hatte. Einer der Kapo-
“Häuptlinge“ fragte, warum ich hier sei, „ich wäre doch zu jung“. Ich schien auch wohl der Jüngste im Lager zu sein. Der Eifer der Gießener Polizei war also besonders groß gewesen.

Während des Nachmittags kamen immer mehr Verhaftete herein. Wir gehörten anscheinend zu den ersten und standen deswegen in der Nähe des Eingangsgebäudes. Außer dem großen Tor bestand es aus einer Anzahl von niedrigen Zellen. Man hörte hin und wieder furchtbares Schreien und lautes Stöhnen. Es waren Strafzellen, die von der SS „besucht“ wurden. Ganz rechts war ein Galgen und davor ein Prügelbock. (Einmal sah ich ihn später in Benutzung.) Es gab weder zu essen noch zu trinken. Gegen fünf Uhr sahen wir Kolonnen von Männern, in der jetzt wohl bekannten gestreiften „Pyjama“-Kleidung und Mütze, von außen her ins Lager hereinkommen. Sie schleppten alle schwere Steine auf einer Schulter. Kurz danach mussten wir in ein durch Drahtzaun abgesondertes Lager marschieren, wo drei oder vier Riesenbaracken errichtet waren. Sie waren ganz neu und hätten nicht innerhalb von zwei Tagen angefertigt und errichtet werden können. Die „Wut“ des Volkes wurde also sehr gut vorbereitet. Die Baracke hatte drei oder vier Etagen von durchgehenden Brettern, wo man gerade noch aufrecht sitzen konnte. Ich suchte mir einen Platz in der ersten Etage mit einem jungen Mann, der neben mir im Bus gesessen hatte. Man wagte nicht, in der Baracke herumzulaufen, um nicht einer herumkreuzenden SS in den Weg zu kommen. Das endete in Schwerverletzung. Gegen sieben Uhr kam es zur Suppenverteilung. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welchen Behälter wir dazu hatten. Jedenfalls war die Suppe völlig versalzen. Da wir seit unserer Ankunft kein Getränk bekommen hatten, wäre es unsinnig gewesen, mehr als einen Schluck davon zu nehmen. Die Nacht war furchtbar. SS-Männer auf der Suche nach „Vergnügen“ trieben Willkür. Ich war froh, nicht unten zu liegen. Besonders schlimm ging es denen, die austreten mussten. Die Latrinen waren zwei Riesengruben, mit Balken um die vier Seiten. Es gab Schläge, und manche wurden von den Balken in die Grube gestoßen. Man kann sich vorstellen, was dies in wasserlosen Zuständen bedeutete. Mehrere Male hörte man Einzel- oder Maschinengewehrschüsse. Die kamen von den Wachtürmen her und waren auf Verzweifelte gezielt, die

bewusst gegen den Stacheldrahtzaun liefen, der sowieso elektrisch geladen war. „Auf der Flucht erschossen“.

Dadurch, dass ich seit dem frühen Morgen weder gegessen noch getrunken hatte, brauchte ich nicht aus der Baracke heraus. Am nächsten Morgen gab es dünnen Kaffee und ein Stück Brot. Es gelang mir, die Blase zu entleeren, ohne zur Latrine zu gehen. Dann wieder auf den großen Platz in geschlossenen Kolonnen. Und wir standen den ganzen Tag. Es war nun Sonntag, welches wohl der Grund der Abwesenheit der SS war. Nur einer, hin und wieder. Dies ermöglichte es uns, nicht dauernd stramm stehen zu müssen. Es gab aber viele, die einfach ohnmächtig zu Boden fielen. Herzleidende, Diabetiker und andere, die solche Strapazen nicht bewältigen konnten, waren übel dran. Man sagt später, dass von den geschätzten 4 000 Inhaftierten ungefähr 200 das Lager nicht mehr verlassen hätten.

Nun geschah für mich ein kleines Wunder. Ich meinte nämlich, während des Nachmittags in einer entfernten Kolonne Männer von Alsfeld zu erkennen - und darunter meinen Vater. Ich war dessen nicht sicher, weil ich etwas kurzsichtig bin. Ich wagte, meine Brille vorsichtig aus der Hosentasche zu nehmen und schnell vor die Augen zu halten. Jawohl, es war mein Vater. Beim Abmarschieren in die Baracken konnten wir uns durch Zeichen verständigen.

Die zweite Nacht ging glimpflicher vorbei. Es gab Brot mit etwas dazu und Suppe, die diesmal eher genießbar war.

Am dritten Tag wieder in Kolonnen stehen. Ich stellte mich absichtlich an die äußerste Reihe meiner Kolonne. Als ich auf gleicher Ebene mit der Reihe meines Vaters war, konnte ich schnell in die Kolonne meines Vaters schlüpfen. Wir waren nun bis zu meiner Entlassung zusammen. Am nächsten Tag war kein Ausmarsch. Es wurde uns allmählich klar, dass wir nun einfach hinter unserer Abzäunung gelassen wurden. Mein Vater konnte ab und zu einen Becher Wasser für eine Mark von Kapos kaufen. Hin und wieder benutzten wir es, uns wenigstens Hände und Gesicht zu waschen, anstatt es zu trinken. Ein großes Opfer. Es stand natürlich außer Frage, den Körper waschen zu können oder die Unterwäsche oder Strümpfe zu wechseln. Ich hatte Glück, vier Tage lang nicht die Latrine benutzen zu brauchen. Als ich musste, war ich froh, meine Schuhe im Bus gegen die Stiefel ausgewechselt zu haben, weil die ganze Umgebung in Schlamm und Unrat aufgewühlt war. Das Wetter war frostig, aber allmählich wurde alles außerhalb der Baracken zu Schlamm von dem Umhergehen von Tausenden. Die Kälte hat aber wahrscheinlich Seuchen verhütet.

Man sprach natürlich mit vielen Bekannten und Unbekannten. Die meisten hatten Schreckenserfahrungen in den Städten und Dörfern, wo sie wohnten, gehabt. Dazu kam die Misshandlung von vielen während des Transports zum Lager und bei der Ankunft. Ich erinnere mich besonders an einen Mann, dem im Lager ein Auge ausgeschlagen wurde; durch Zufall traf ich seine Tochter in Leeds während des Krieges. Er hatte die Verletzung nicht überlebt, - wie viele andere.

Die Frankfurter hatten besonders schlechte Erfahrungen, weil sie von der Verhaftung in der Festhalle, im „Sonderzug“ und bis ins Lager SS-Begleitung hatten. Und immer wieder Schüsse auf Verzweifelte, die gegen den elektrifizierten äußeren Drahtzaun liefen. Die SS blieb aber aus unserer Einzäunung weg. Wir nahmen an, dass durch neue Befehle, vielleicht verursacht von der Empörung im Ausland, ein „milderer“ Benehmen verordnet wurde.

Jeden Tag sahen wir die armen Gefangenen von der Außenarbeit, mit dem Stück Felsen auf der Schulter, ins Hauptlager zurückkehren.

Die Entlassung

Nach ein paar Tagen begann man jeden Morgen über Lautsprecher Namen auszurufen. Es stellte sich schnell heraus, dass dies zur Entlassung führte. Nach 14 Tagen hörte ich meinen Namen. Unsere kleine Gruppe wurde, von einem Kapo begleitet, ins Hauptlager geführt und gelangte zu einer Baracke, die offensichtlich als Lazarett diente. Hier mussten wir uns entkleiden und wurden von einem SS-Doktor angeschaut und gefragt, ob gesundheitlich alles in Ordnung sei. Besonders wurde nach der Ursache von Verletzungen und Narben gefragt. Meine Kopfverletzung schrieb ich einem unvorsichtigen Stoß gegen die Balkenecke meiner Schlafetage zu. Es war für uns offensichtlich, dass dies der einzige Grund der Untersuchung war und eine „falsche“ Antwort hätte zum Aufschub der Entlassung geführt, wie es in der Tat bei einigen „Ehrlichen“ zutraf.

Dann ging es zu einer anderen Baracke, die voll von Koffern und Paketen war. Das Ganze war gut organisiert, und unsere abgenommenen Sachen wurden schnell gefunden. So hatte ich meinen kleinen Koffer zurück, konnte aber meinen Hut nicht finden.

Am nächsten Tag versammelten sich die am vorhergehenden Tag Ausgerufenen um 10 Uhr. Man kann sich den Abschied von meinem Vater vorstellen.

„Werden wir uns wiedersehen?“ Er gab mir noch etwas Geld, um meine Heimfahrt bezahlen zu können. Dies steckte ich in einen der Stiefel.

Es war ein eisiger Tag. Wir wurden vor das Haupttorgebäude geführt und standen etwa zwei Stunden stramm. Es gab genügend Gelegenheit uns umzuschauen. Wir sahen nun die verrufenen Sprüche der Nazi-„Philosophie“ über dem Tor: „Arbeit macht frei“ und darunter: „Recht oder Unrecht - Mein Vaterland“. Nach einiger Zeit hätte ich austreten müssen, wagte es aber nicht, die Reihe zu verlassen und einen der SS-Männer im Gebäude anzusprechen. Endlich war ich gezwungen, die Blase langsam in meine lange Unterhose entleeren zu lassen.

Gegen Mittag mussten wir zur Endabfertigung ins Verwaltungsgebäude. Wir erhielten eine Ansprache: „Nichts von den Erfahrungen in der Außenwelt hören lassen. Sonst werdet ihr schnell wieder hierher zurück kommen. Und denkt nicht, dass ihr Greuelmärchen im Ausland verbreiten könnt. Da haben wir Keller, wo der, der den Mund aufmacht, schnell sein Ende finden wird.“

Es wurde uns befohlen, uns am nächsten Tag bei dem zuständigen Hauptgestapoamt zu melden. Zuletzt wurde uns stark angedeutet, dass unsere Freilassung wohl etwas wert sei und wir doch etwas zum „Winterhilfswerk“ beitragen würden. Jeder von uns gab einen Beitrag in eine Pappschachtel. Meinen musste ich aus meinem Stiefel„tresor“ hervorholen. Damit ging ein Teil meines Reisegeldes, welches mein Vater mir gegeben hatte, dahin.

Nach Hause

Wir stellten uns draußen an und warteten regungslos in der Kälte, ohne Essen und Trinken. Um ungefähr zwei Uhr ließen uns einige SS-Leute losmarschieren. Wir gingen einen Pfad an der Außenseite der Verzäunung und der Wachtürme entlang und kamen auf eine Straße. Hier gingen wir weiter, und nach ungefähr 50 Metern wurde uns klar, dass die SS-Kerle zurück geblieben waren. WIR WAREN FREI! Nie wieder in meinem Leben hatte ich eine solche völlige Entlastung von Gefahr erlebt wie in diesem Augenblick. Der Alpdruck war vorüber.

Wir gingen weiter bis zu einem kleinen Dorf, wo eine Postbus-Haltestelle war. Der nächste Bus ging erst nach einiger Zeit, aber er fuhr direkt zum Bahnhof Weimar. Wir gingen in eine Wirtschaft in der Nähe und hatten zum ersten Mal etwas Genießbares zu essen und zu trinken. Die Wirtsleute waren sehr freundlich. Sie wussten, von wo wir kamen. Unser Aussehen und die Kahlköpfe machten es deutlich, und wir waren nicht die ersten. Ihr Mitgefühl war offensichtlich, und von mir weigerte sich die Wirtin Geld anzunehmen. Wir kamen am Bahnhof Weimar spätnachmittags an. Dort war ein Tisch in der Halle, der als „Wohlfahrt für

Juden“ bezeichnet war. Frauen der jüdischen Gemeinde halfen mit Rat und, wenn nötig, mit Geld. Sie kauften meine Fahrkarte nach Alsfeld. Es war eine Anleihe, die meine Mutter am Tage nach meiner Rückkehr wieder der Gemeinde beglich.

Die Fahrt im Zug fand ich peinlich wegen meines Kahlkopfes und bedauerte, ohne meinen Hut zu sein. Spät abends kam ich mit dem letzten Zug von Fulda in Alsfeld an. Die Begrüßung von meiner Mutter und Großmutter (und die Tränen) kann man sich vorstellen.

Am nächsten Morgen musste ich früh aufstehen, um den ersten Zug nach Gießen zu nehmen und dann nach Darmstadt zum Hauptamt der Gestapo für Hessen, wie es uns in Buchenwald befohlen worden war. Der Beamte war höflich und erstaunt, dass ich in Buchenwald gewesen war. Auch sagte er, dass es genügt hätte, mich bei der Zweigstelle in Gießen anzumelden. Ich sei früh entlassen worden wegen baldiger Auswanderungsabsicht, und es wäre sowieso ratsam, das Land so bald wie möglich zu verlassen. Ich kam völlig erschöpft nach Hause zurück und ging sofort ins Bett. Ich schlief bis vier Uhr nachmittags des folgenden Tages. 14 Tage später kam mein Vater zurück. Er hatte auch meinen Hut bei sich, den er in der Gepäckbaracke finden konnte.

Nachtrag zum Novemberpogrom in meinem Elternhaus

In der Nacht des neunten November 1938 schlug eine Horde Männer die Rolläden des Esszimmers meiner Eltern in unserem Haus in der Jahnstraße 5 in Alsfeld ein und zerstörten die Einrichtung. Herr Wöll, der schon mit meinem Vater über den Kauf unseres Hauses verhandelt hatte, stellte sich in seiner SA-Uniform vor das Haus und verhütete, dass die Kerle weiter in das Haus eingedrungen sind. Meine Eltern und meine 78-jährige Großmutter flüchteten sich in den dritten Stock, wo sie bei der Familie Schadt Schutz fanden. Am nächsten Tag wurde mein Vater mit den anderen jüdischen Männern verhaftet und nach Buchenwald transportiert. Die Alsfelder Polizei hatte sich anständig benommen; einer berichtete meiner Mutter, wohin mein Vater gebracht wurde, aber verschonte sie, ihr zu berichten, was er mit Entsetzen angesehen hatte. Erst später sagte er uns, dass er damals daran gezweifelt habe, ob jemand lebend wieder aus dem Lager kommen würde. Meine Großmutter, die schwer gehbehindert war, brach vor Angst völlig zusammen. Ein Arzt wies sie ins Krankenhaus ein, wo sie auch freundlich aufgenommen wurde.



Aufnahme des Hauses der Familie Moses in der Jahnstraße 5 nach dem Novemberpogrom. Der Rolladen im Erdgeschoss war nach den Zerstörungen zusammengefallen.

Erst nach ein paar Tagen berichte Frau Steinberger meiner Mutter von meinem Anruf und meinem Plan, zu meinem Onkel nach Stadtlohn zu reisen. Eine Woche später erhielt sie den Brief eines Verwandten, aus dem hervorging, dass dieser Onkel mehrere Tage in Haft gewesen war. Keine Erwähnung von mir. Meine Mutter war völlig verzweifelt. „Wo ist Manfred?“ Auch ein anderer 16jähriger Verwandter war spurlos verschwunden, über den wir erst später erfuhren, dass er ermordet worden war. Die Polizei in Alsfeld riet meiner Mutter, bei der Gestapo in Gießen um Auskunft zu bitten. Dort wurde sie informiert, dass ich von Gießen aus in das KZ Buchenwald eingeliefert worden war. So wusste sie, dass ich am Leben war. Man kann sich die Verzweiflung meiner armen Mutter vorstellen, dass ihr Sohn und ihr Ehemann in einem der verrufenen KZs waren.

Fotonachweis: Privatbesitz Michael Maynard, Bildunterschriften von Monica Kingreen